

Leseprobe aus:

**Elizabeth Edmondson**

# Die Farben des Himmels



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

**A**ber wenn ich nicht Polly Smith bin, wer bin ich dann?»

«Eine äußerst tiefsinnige Frage», sagte Oliver Fraddon.

Sie standen auf einer Empore des Somerset House in London, welches das Archiv der Geburten, Eheschließungen und Todesfälle sämtlicher Grafschaften Englands beherbergte.

«Im Grunde ist hier die Welt im Kleinen versammelt», fuhr Oliver fort, während er den Blick über die raumhohen Regale mit den tausend und abertausend großformatigen, rotgebundenen Büchern schweifen ließ, die die wichtigsten Daten aus Millionen vergangener und gegenwärtiger Leben verzeichneten. «Hier steht alles über uns, festgehalten für die Ewigkeit. Bände voller Namen und Personen, von A bis Z, das ganz Alltägliche und das Außergewöhnliche. Wir werden geboren, wir heiraten – manche zumindest –, und schließlich sterben wir. Und jedes Mal wird das hier auf einer Buchseite verewigt. Ein erschreckender Gedanke.»

«Mich schreckt dieser Gedanke nicht sonderlich», sagte Polly. «Mich interessiert viel mehr, warum ich hier nicht verewigt wurde.»

«In der Tat. Ich schlage vor, wir gehen noch einmal zur Auskunftsstelle zurück und fragen die charmante Dame dort um Rat.»

Er stieg die eiserne Wendeltreppe wieder hinunter und bat

Polly, vorsichtig zu sein. «Sonst endest du mir noch als Neu-  
eintrag bei den Todesfällen.»

Die Dame, die am Eingang hinter einem langen Holztisch  
saß, hatte allerdings so gar nichts Charmantes an sich. Sie trug  
einen Kneifer auf der Nase, der an einer dünnen Kette befestigt  
war, und machte einen recht gehetzten Eindruck. Oliver sprach  
sie an. «Die junge Dame hier ist offenbar verloren gegangen.»

Die Archivarin musterte Polly aus betrübten, glanzlos  
grauen Augen, die jedoch freundlicher blickten, als ihr ver-  
kniffener Mund vermuten ließ. «Ach herrje. Sie können sich  
nicht finden? Sind Sie nicht da, wo Sie sein sollten? Sie sagten,  
Sie heißen Smith, nicht wahr? Nun, Smiths gibt es natürlich  
in rauen Mengen, aber Sie gibt es am Ende doch nur ein Mal.  
Vor allem brauchen wir die korrekten Daten und die korrekte  
Anschrift. Wenn wir uns da ganz sicher sind, werden wir Sie  
auch finden. Es sei denn ...» Ihr Ton wurde plötzlich schärfer.  
«Es sei denn, Sie sind Ausländerin.»

«Sehe ich etwa so aus?», fragte Polly gekränkt – nicht, weil  
sie grundsätzlich etwas dagegen gehabt hätte, für eine Auslän-  
derin gehalten zu werden, sondern weil ihr wichtig war, hier in  
diesen großen roten Büchern neben ihren Mitbürgern ihren  
rechtmäßigen Platz einzunehmen.

«Keineswegs. Aber falls Sie im Ausland zur Welt gekom-  
men sind, dann können Sie so englisch sein wie ich oder Mr  
Grier dort drüben, Sie wären trotzdem nicht im Hauptarchiv  
verzeichnet, sondern in den Büchern, die wir andernorts auf-  
bewahren.»

«Vermutlich in den tiefsten Tiefen der Unterwelt», raunte  
Oliver Polly ins Ohr. «Inmitten von Schwefeldünsten.»

«Aber ich bin doch in England geboren», sagte Polly. «In  
Highgate, in der Bingley Street Nummer 11, nahe Archway,  
meine Mutter wohnt dort noch. Am 1. Mai 1908.»

«Aber im entsprechenden Band ist kein Eintrag für sie», fügte Oliver hinzu.

Oliver machte Eindruck auf die Archivarin, das sah Polly sofort. Hätte sie allein vor diesem Tisch gestanden, in ihrem abgetragenen Regenmantel, mit der bordeauxroten Baskenmütze, sie würde vermutlich immer noch darauf warten, dass die Archivarin auch nur von ihren Karteikarten und Unterlagen aufblickte. Oliver hingegen, in seinem Maßanzug jeder Zoll ein Gentleman, hatte ihre Aufmerksamkeit auf der Stelle auf sich gezogen, einfach nur, indem er dort stand. Gerecht war das nicht. Aber nützlich, dachte Polly. Und sobald er den Mund aufmachte, tat sein Akzent noch ein Übriges. Er kündete von seiner vornehmen Herkunft und verlieh ihm die natürliche Autorität, die Eton und Oxford den Olivers dieser Welt mitgaben.

Deshalb zeigte sich die Dame mit dem Kneifer nun auch äußerst hilfsbereit, kehrte mit ihnen zu den roten Büchern zurück und suchte den Band heraus, der Pollys Eintrag enthalten sollte. «Polly ist die Abkürzung für Pauline», erklärte Polly ihr noch. Aber es gab kein weibliches Wesen namens Smith, dessen Vorname mit P begann und das in der Bingley Street in Highgate zur Welt gekommen wäre, weder am 1. Mai noch an irgendeinem anderen Datum zwischen Ende April und Mitte Mai. Sie fanden nur einen gewissen Thomas Smith, der am 2. Mai in Priory Gardens geboren worden war.

Die Archivarin klappte das Buch wieder zu. Oliver nahm es ihr zuvorkommend ab und stellte es in das Regal zurück.

«Da müssen Sie Ihre Eltern wohl noch einmal nach den korrekten Daten fragen», sagte die Archivarin zu Polly. «Vielleicht sind Sie ja in einer Entbindungsklinik irgendwo auf dem Land zur Welt gekommen und dort gemeldet worden. Ihr Vater wird das wohl übernommen haben ... möglicherweise

wusste er ja nicht, dass Sie dort gemeldet werden müssen, wo Sie wohnen, und nicht dort, wo Sie geboren sind. Fragen Sie ihn.»

«Das geht nicht. Er ist tot.»

«Im Krieg gefallen?», fragte die Dame. Ihre Stimme klang mit einem Mal sanfter. «Das tut mir leid. Aber Ihre Mutter wird es doch wissen. Hat sie denn die Originalurkunde nicht mehr?»

«Keine ganz unberechtigte Frage», sagte Oliver, als sie aus der stillen Würde des Somerset House wieder auf den belebten, lärmenden *Strand* hinaustraten. «Das würde doch alle Probleme lösen.»

Polly musste lächeln. «In einem hochherrschaftlichen Elternhaus wie deinem befindet sich natürlich alles an seinem Platz, aber Ma ist leider nicht ganz so ordentlich mit ihren Papieren. Sie hat sie alle in verschiedenen Kisten verstaut, es ist unmöglich, etwas auf Anhieb zu finden. Mit ihren Notizen ist sie dagegen geradezu penibel, da findet sie immer gleich, was sie sucht. Aber mit anderen Unterlagen klappt das nicht. Und es ist ja nun auch über zwanzig Jahre her. Natürlich habe ich sie nach der Urkunde gefragt, aber das hat sie nur fürchterlich aufgeregt, und als ich ihr anbot, ich könnte ihre Unterlagen selbst durchsehen, war sie geradezu entsetzt. Da schien es mir einfacher, hierherzukommen und mir eine Abschrift anfertigen zu lassen. Man braucht doch sicher kein Original für einen Pass, oder?»

«Eine Abschrift aus dem Somerset House ist über jeden Zweifel erhaben.» Oliver machte einen Schritt zur Seite, um ein paar Passanten vorbeizulassen. «Und was nun? Sind die Flitterwochen abgeblasen? Wenn nicht gleich die ganze Hochzeit? Zum Heiraten braucht man doch sicher auch eine Geburtsurkunde.»

«Wir haben für die Hochzeit ja noch keinen Tag festgelegt. Nur den Januar.» Bis dahin waren es allerdings nur noch wenige Wochen. «Roger fand, ich soll mich jetzt schon um den Pass kümmern, damit es später keine Verzögerungen gibt. Er denkt immer gern ein paar Schritte voraus. Und ich», fügte Polly mit plötzlicher Entschlossenheit hinzu, «nehme jetzt die Tram, fahre nach Hause und stelle meine Mutter zur Rede.»

«Dann begleite ich dich noch zur Haltestelle.»

Sie gingen den *Strand* entlang bis zur Straßenbahnhaltestelle Aldwych. Polly dachte nach, Oliver sah ihr dabei zu. Vor ihnen machte eine Taube eine kurze Zwischenlandung, um gleich darauf geräuschvoll wieder aufzuflattern. Form und Farbe ihrer grauen Flügel nahmen Pollys Blick für einen Augenblick gefangen. So viele Grautöne, von nahezu Weiß bis hin zu dunklem Lila. Und dazu die Energie der Bewegung: kraftvoll, und dann die unangestregte Leichtigkeit des Fliegens.

Ein grauer Vogel an einem grauen Tag – doch der trübe Himmel über ihnen hatte weder Farbe noch Form, noch Energie. Ein Hauch Schwefel in der Luft kündete vom nahen Nebel. Die herbstlich frischen Oktobertage waren vorüber: London verfiel in die dumpfe Trübsal eines kalten, feuchten Novembers.

«Diese dunklen Tage schlagen mir wirklich aufs Gemüt», sagte Polly, als sie die Straße überquerten. «Ich sehne mich nach dem Frühling, danach, dass die Tage wieder länger werden. Ich kann nie ganz glücklich sein im Winter. Wahrscheinlich, weil es so kalt ist und nie richtig hell wird.»

Sie gingen die Stufen zur Haltestelle Aldwych hinunter. Oliver küsste Polly die Hand, so wie er es immer tat, dann begleitete er sie zur wartenden Tram. Er lüftete den Hut, als sie einstieg. Oliver trug stets breitkrempige Hüte in sanften Braun- und Grautönen. Polly eilte die Stufen zum Oberdeck

hinaus und kam einem stämmigen Mann mit einem Paket in der Hand zuvor, der denselben Fensterplatz ansteuerte wie sie. Als die Straßenbahn sich ruckelnd in Bewegung setzte und auf den Kingsway hinausfuhr, sah sie Oliver davongehen. Zwischen den vielen Leuten, die in dunklen Mänteln und Anzügen mit gesenktem Kopf und rotgefrorenem Gesicht dahineilten, stach er durch seine Garderobe, Maßanzug und Hut, ebenso hervor wie durch seinen lässigen Gang.

Die Straßenbahn ratterte bergab, hinein in den Kingsway-Tunnel.

Polly liebte die Tram und verabscheute sie zugleich. Das Rattern, das Rütteln, das ständige Schaukeln machten sie nervös, und dennoch hatte es etwas Tröstliches, mit einem Gefährt unterwegs zu sein, das so zielsicher und unbeirrbar auf Schienen durch das Londoner Verkehrschaos rollte. Und die Tramlinie 35 war wie ein Teil ihres Lebens. Jahrelang war sie Tag für Tag mit dieser Straßenbahn zur Schule und wieder zurück nach Hause gefahren, und später dann, als sie ihr Stipendium für das Kunststudium hatte, brachte die Tram sie zur Akademie, mitten im Herzen von London.

Die Fahrt zu ihrem alten Zuhause dauerte eine Dreiviertelstunde und führte durch die Nordlondoner Straßen bis nach Highgate hinaus. Polly stieg am Archway aus, wie früher. Selbst mit verbundenen Augen hätte sie den Weg von der Haltestelle zu ihrem Elternhaus gefunden, und wenn sie bei dichtem Nebel nach Hause gekommen war, war es auch manchmal so, als hätte man ihr tatsächlich die Augen verbunden.

Sie hoffte inständig, dass sich jetzt keine solch dicke Nebelsuppe zusammenbraute, die einem bis in die Kehle drang. Sie bekam davon immer Kopf- und Magenschmerzen. Sie hasste diese Tage, an denen die Sonne gar nicht erst aufzugehen schien und die Geräusche der Stadt – der Verkehrslärm, das

Stimmengewirr der Passanten, die Rufe der Straßenverkäufer, die Glocken – von der abgasgeschwängerten, übelriechenden, grünlichgelben Luft geschluckt wurden.

Polly ging die Bingley Street entlang bis zum Haus mit der Nummer 11, öffnete das Törchen und stieg die Stufen zur Haustür hinauf, die dunkelgrün gestrichen war und einen Türklopfer in Form eines Messingkobolds zur Schau trug. Durch das Fenster rechts neben der Tür war eine holpernde Klavieretüde zu hören. Ihre Mutter hatte offenbar einen Schüler. Polly sah auf die Uhr. Es war zehn vor fünf, die Stunde würde vermutlich in zehn Minuten vorbei sein. Da die Haustür nicht abgeschlossen war, ging Polly hinein und machte sie leise hinter sich zu. Drinnen zog sie Mantel und Mütze aus und wickelte sich aus ihrem Wollschal. Sie ging durch den Flur in die mollig warme Küche, ihre Mutter ließ den Ofen dort im Winter niemals ausgehen. Polly füllte den Wasserkessel, stellte ihn auf den Herd und setzte sich an den saubergeschrubbten Holztisch. Wie von selbst schlangen ihre Füße sich um die Stuhlbeine, ganz so, wie sie es schon als kleines Mädchen immer getan hatte.

Von der Küche aus sah man hinaus in den kleinen Garten, der den Nachbarn ein ständiger Dorn im Auge war: Während ihre nahezu identischen Gärten mit den schnurgeraden Rabatten, quadratischen Rasenstücken und militärisch angeordneten Gemüsebeeten die richtige kleingärtnerische Einstellung bewiesen, ließ Dora Smith in ihrem Garten ihrer angeborenen Zurückhaltung die Zügel schießen und legte einen gewissen Übermut an den Tag. Sie überfrachtete ihn mit Pflanzen, die keineswegs in Reih und Glied standen, sondern nach Pollys Ansicht eher einem Urwald glichen. Sie wuchsen dicht, üppig und hoch, bis auf das eine oder andere zarte Veilchen oder Schneeglöckchen vielleicht, die sich unter den her-

abhängenden Zweigen der Büsche und Sträucher aneinander-schmiegeten.

Doch im November konnte kein Londoner Garten etwas Einladendes an sich haben, und so wirkte auch dieser trostlos und verblüht. Das raschelnde Herbstlaub war verschwunden, zurück blieben nur ein paar durchweichte Reste am Boden und vereinzelte Blätter an den Bäumen. Die immergrünen Sträucher steuerten einen Klecks Farbe und Lebendigkeit bei, doch auch sie schienen von einem grauen Schleier bedeckt, als machte die nebeltrübe Luft ihnen gleichermaßen zu schaffen.

Das Wasser kam zum Kochen. Polly wärmte die braune Teekanne vor, goss den Tee auf und ließ ihn dann auf dem Ofen ziehen. Sie hörte, wie die Wohnzimmertür geöffnet wurde: Stimmen, Dankesworte und Verabschiedungen. Dann fiel die Haustür ins Schloss, und Pollys Mutter trat in die Küche.

«Ich habe dich kommen hören», sagte sie. «Du hast Tee gemacht.»

«Hast du um fünf wieder eine Stunde?»

«Nein. Eigentlich hätte die kleine Sally Wright kommen sollen, aber sie hat es mit den Bronchien und darf bei diesem Wetter nicht vor die Tür. Das ist mir auch ganz recht. Wenn sie gekommen wäre, hätte sie ohnehin die ganze Stunde über gehustet. Aber sie ist musikalisch», setzte Dora der Gerechtigkeit halber hinzu. «Der nächste Schüler kommt erst um halb sechs. Schenk mir eine Tasse Tee ein, bitte, Polly. Möchtest du einen Keks dazu?»

Polly nahm sich einen Keks und verzehrte ihn gedankenverloren. Sie wusste nicht recht, wie sie die Sache mit der Geburtsurkunde zur Sprache bringen sollte.

Dann tat sie es einfach. Was nützte es schon, lange um den heißen Brei herumzureden? «Ich war heute im Somerset

House, um mir eine Abschrift meiner Geburtsurkunde geben zu lassen.»

Dora Smith stellte ihre Tasse so heftig ab, dass die Untertasse klapperte.

«Wollt ihr eure Flitterwochen etwa wirklich im Ausland verbringen?», fragte sie. «Ich kann dir nur nachdrücklich davon abraten. Ihr holt euch nur irgendwelche grässlichen Krankheiten, es geht nicht allzu hygienisch zu in Europa.»

«Woher willst du das denn wissen? Du warst doch selbst nie dort», gab Polly verärgert zurück.

Dora antwortete nicht gleich. «Nun ja ... Man hört schließlich immer wieder Geschichten. Außerdem sprichst du nicht einmal eine Fremdsprache ... oder falls doch, hat zumindest deine Französischlehrerin nie davon erfahren. Deine Noten waren jedenfalls katastrophal.»

«Roger kann Deutsch und Französisch. Und selbst wenn wir nicht ins Ausland reisen würden, brauche ich trotzdem eine Geburtsurkunde, um heiraten zu können. Das hat Roger gesagt.»

«Ich verstehe einfach nicht, warum ihr es mit dem Heiraten so furchtbar eilig habt. Roger hat sein Studium noch nicht einmal abgeschlossen, und ...»

«Er hat sein Studium längst abgeschlossen.»

«Warum muss er denn dann noch weitere Prüfungen ablegen?»

«Das muss man eben, wenn man als Arzt im Krankenhaus arbeiten will.»

Polly verstand nicht, warum ihre Mutter Roger und ihrem Verlöbnis so zwiespältig gegenüberstand. Dora Smith vereinte zwei höchst unterschiedliche Persönlichkeiten in sich. Die Seite, die Polly am besten an ihr kannte, war die der vernünftigen, praktisch veranlagten Frau, die die Überzeugungen ihrer

Nachbarn teilte, darunter auch die, dass es das Lebensziel einer jeden jungen Frau zu sein hatte, sich einen anständigen, zuverlässigen Ehemann mit einem ordentlichen Beruf zu suchen, mit ihm eine Familie zu gründen und eine gute Ehefrau und Mutter zu sein. Aus dieser Perspektive war Roger ein wahres Juwel. Ein Arzt war eine sehr viel bessere Partie, als die Tochter von Ted und Dora Smith jemals hätte erwarten dürfen, und eigentlich Grund genug, damit vor den Freundinnen zu prahlen, hätte Dora einen Hang zur Prahlerei gehabt.

Doch Dora Smith verfügte noch über eine andere Seite. Und so kam es, dass sie über Pollys frühentdecktes künstlerisches Talent zwar entsetzt gewesen war und sich stets geweigert hatte, sie für diese außergewöhnliche Begabung zu loben, sie jedoch gleichzeitig immer wieder darin bestärkt hatte, ihre Kunst so gut auszuüben, wie sie eben konnte. «Wenn du schon unbedingt Künstlerin werden musst, dann brauchst du eine entsprechende Ausbildung, um so gut zu werden wie nur möglich. Das ist etwas ganz anderes, als nur zum Zeitvertreib zu malen. Das eine ist professionelle Arbeit, das andere ein Freizeitvergnügen für Amateure.» Und diese Dora Smith war es auch gewesen, die Polly ebenso klar wie unerwartet erklärt hatte: «Wenn du Roger heiratest, werden deine Bilder ihr Strahlen verlieren.»

Worauf Polly durchaus hätte erwidern können, dass ihre Bilder ihr Strahlen ja längst verloren hatten und es dementsprechend keine große Rolle mehr spielte. Doch das hätte sie keinem Menschen gegenüber jemals zugegeben.

«Können wir vielleicht noch einmal auf die Geburtsurkunde zurückkommen?», sagte sie jetzt. «Bist du ganz sicher, dass du das Original nicht finden kannst? Ich begreife gar nicht, wie du sie überhaupt verlieren konntest. Ein wichtiges Dokument wie eine Geburtsurkunde verliert man doch nicht einfach so.»

Dora Smith gab keine Antwort. Sie nippte an ihrem Tee und sah an Polly vorbei zum Fenster hinaus. Die Uhr tickte, der Ofen gab sein gewohntes Knarzen von sich, während er langsam abkühlte, dann klapperte das Katzentürchen in der Hintertür, und ein großer, getigeter Kater schlüpfte herein. Er musterte Polly ungerührt aus runden, goldenen Augen, schlug einmal kräftig mit seinem gestreiften Schwanz und inspizierte dann seinen Fressnapf.

Dora Smith schwieg immer noch.

Polly ließ nicht locker. «Laut des Archivs im Somerset House gibt es mich nicht. Dort ist keine Pauline Smith in Highgate gemeldet, weder unter meinem Geburtsdatum noch sonst irgendwann. Bin ich vielleicht anderswo geboren, beispielsweise in einer Entbindungsklinik?»

Ihre Mutter seufzte tief, und als sie sich schließlich vom Fenster abwandte, sah Polly, dass sie Tränen in den Augen hatte.

«Ma, es tut mir leid! Was hast du denn? Was ist los?»

«Du bist nicht in Highgate geboren, sondern in Paris. Und ich habe deine Geburtsurkunde nicht verloren. Ich habe sie verbrannt.» Dora sprach hastig.

«Verbrannt?» Polly wollte ihren Ohren nicht trauen. «Du hast sie verbrannt? Aber warum denn? Und wann? Weil du mich davon abhalten wolltest, ins Ausland zu reisen? Und wie soll ich bitte in Paris zur Welt gekommen sein? Du warst doch noch nie in Frankreich, das hast du mir selbst erzählt.»

«Ich habe sie verbrannt, als du noch klein warst.» Dora Smith seufzte noch einmal. «Mein Gott, was muss dieser schreckliche Mensch auch unbedingt mit dir ins Ausland fahren wollen? Oder dich überhaupt heiraten? Jetzt kommt alles ans Licht. Ich hatte so gehofft ...»

«Was hattest du gehofft?» Polly spürte, wie sich ihr Magen zusammenzog. Paris?

«Wenn du unbedingt einen Pass haben willst, dann brauchst du die genauen Angaben. Ich schreibe dir alles auf.»

Polly sah zu, wie ihre Mutter aufstand, zum Küchenschrank hinüberging und einen alten Briefumschlag aus der Schublade nahm. Sie strich ihn glatt und schrieb in ihrer sauberen Handschrift etwas auf die Rückseite. Dann reichte sie Polly den Umschlag und blieb an die Spüle gelehnt stehen.

Polly starrte auf die elegant geschwungenen Worte.

«Aber was soll das denn heißen?», rief sie. «Wer ist denn diese ... ich kann das nicht einmal aussprechen ... Wer ist Polyhymnia Tomkins?»

«Das ist dein richtiger Name», sagte Dora. Sie beugte sich über das Spülbecken und drehte den Wasserhahn auf. Polly musste lauter sprechen, um das Rauschen zu übertönen.

«Tomkins? Aber ich heiße doch Polly Smith. Warum soll ich denn Tomkins heißen? Und Polyhymnia. Was ist denn das für ein Name?»

«Ich bin nicht deine Mutter», erwiderte Dora. «Und Ted Smith war nicht dein Vater.»

**D**ie Straßenbahnfahrt zurück ins Zentrum von London verbrachte Polly wie in Trance. Sie nahm weder die beiden Frauen auf dem Sitz nebenan wahr, die über das Wetter klagten, noch die schrille Klingel der Straßenbahn und spürte nicht einmal das Schaukeln, wenn die Tram eine Weiche passierte. Nichts von dem, was um sie herum vorging, erreichte sie, während sie versuchte zu begreifen, was ihre Mutter – die gar nicht ihre Mutter war – ihr soeben erzählt hatte.

Was war diese Frau bloß für eine Mutter, dass sie ihr wenige Wochen altes Kind leichten Herzens ihrer Schwester überließ und sie danach nie wieder aufsuchte, dass es ihr offensichtlich egal war, ob Polly lebte oder tot war?

Und was für eine Mutter nannte ihre Tochter Polyhymnia?

«Polyhymnia ist eine der Musen», hatte Dora Smith ihr erklärt. «Die Muse der geistlichen Lieder.»

Geistliche Lieder ... na, großartig. Einen unpassenderen Namen gab es kaum, denn Polly war, zu Dora Smiths großer Bestürzung, rettungslos unmusikalisch. Sie hatte sich durch die Klavierstunden gequält, bis beide schließlich nicht ohne Erleichterung aufgaben. Sie konnte beim besten Willen keinen Ton halten; im Schulchor hatte sie versucht, sich unter den missbilligenden Blicken der Gesangslehrerin mit stummen Mundbewegungen und leisem Summen durchzuschummeln.

Dora Smith hatte sich bezüglich ihrer Schwester Thomasina

nicht allzu mitteilnehmend gezeigt. Thomasina. Noch so ein absonderlicher Name. «Wir haben uns aus den Augen verloren», war alles, was sie sagte. «Wir waren uns überhaupt nicht ähnlich.»

«Aber wo ist sie jetzt? Ist sie noch am Leben?»

«Ich weiß es nicht, das musst du mir glauben.»

«Wie kann man bloß den Kontakt zu seiner Schwester verlieren? Wenn ich eine Schwester hätte ...»

Es war grausam gewesen, das zu sagen. Wenn sie, Polly, nicht ihre Tochter war, dann hieß das ja, dass Dora Smith nie eigene Kinder gehabt hatte. Als Polly noch klein war, hatte sie einmal wissen wollen, warum sie denn kein Brüderchen oder Schwesterchen habe. Ted hatte seine Zeitung sinken lassen, sie mit gerunzelter Stirn gemustert und erklärt, das sei eine höchst ungehörige Frage. Später, als sie in der Badewanne saß und ihre Mutter sie von Kopf bis Fuß mit dem Waschlappen einseifte, hatte Dora Smith seufzend gesagt, auch sie wünsche sich ein Geschwisterchen für Polly, aber das Schicksal habe nun einmal entschieden, dass sie ein Einzelkind bleiben solle.

Bessere Eltern, dachte Polly, hätte ich niemals haben können.

In Dora Smiths Stimme lag eine ganze Welt von Traurigkeit, als sie gesagt hatte: «Du bist doch meine Tochter, Polly. Du bist die einzige Tochter, das einzige Kind, das ich jemals hatte. Auch Ted hat dich geliebt wie sein eigenes Kind, und eine Nichte ist schließlich eine nahe Verwandte. Das Kind meiner Schwester. Du bist von meinem Fleisch und Blut, das bedeutet sehr viel.»

Zwischen Schwestern schien das allerdings längst nicht so viel zu bedeuten, wenn Thomasina einfach ohne einen Blick zurück aus dem Leben ihrer Schwester und ihrer Tochter verschwunden war.